

Landbau und Altes Testament

Autor(en): **Bertholet, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-111823>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Landbau und Altes Testament.

Von Alfred Bertholet, Göttingen.

Die Israeliten waren ins palästinensische Kulturland aus der Wüste gekommen. Diesen Ursprung vergass man Jahrhunderte lang nicht. Noch ein Schriftsteller des ausgehenden 7. Jahrhunderts v. Chr. redet von den Häusern, die man mit Gütern aller Art angefüllt vorgefunden, von den Zisternen, die man nicht selber ausgehauen, von den Wein- und Oliven-gärten, die man nicht selber gepflanzt habe.¹⁾ Ja, es gab Kreise, welche in dem Hineinwachsen in die dionysische Kultur des Landes so bestimmt den eigentlichen Grund sittlichen und religiösen Verfalles sahen, dass sie am nomadischen Ideal der Wüstenzeit mit unerbittlicher Zähigkeit festhaltend vom Protest gegen die neue Kultur lebten. Dieser Art waren jene Rechabiten, die noch bis in die Tage Jeremias kein Haus bauten, sondern in Zelten wohnten, keinen Samen säten und keinen Weinberg pflanzten.²⁾ Auch dass sich die Nasiräer des Weines enthielten, will aus diesem Zusammenhang heraus verstanden sein und nicht etwa aus der Abneigung gegen den Wein als berauschendes Getränk; denn nur so begreift sich ihr Verbot des Genusses schon der Weintrauben.³⁾ Aber die Entwicklung drängte unaufhaltsam über diese retardierenden Elemente hinweg, und es ist charakteristisch genug, dass dem Erzähler der Urgeschichte Kain, der Stammvater des Wüstenstammes der Keniter, auf die eben jene Rechabiten ihren Stammbaum zurückführten,⁴⁾ als der vom göttlichen Fluch Getroffene erscheint, weil er fern vom kultivierbaren Ackerboden flüchtig und unstet umherirren, d. h. das Leben des Nomaden führen muss.⁵⁾ Das Ideal, das diesem Erzähler wie so vielen seiner frommen Nachfolger vorschwebt, ist die sesshafte Ruhe, da ein jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum sitzt.⁶⁾ Und warum nicht? Seit Elia und Hosea hatte man gelernt, dass den Baalsgottheiten, die einst die verehrten

¹⁾ V MOS. 6₁₁. — ²⁾ JER. 35₆ f. — ³⁾ IV MOS. 6₃ vgl. RICHT. 13₁₄. — ⁴⁾ I CHR. 2₅₅. — ⁵⁾ I MOS. 4₁₁ ff. — ⁶⁾ I KÖN. 5₅ II 18₃₁, MI. 4₄, SACH. 3₁₀. Den heutigen Fellachen Palästinas gilt der Aufenthalt unter einem Feigenbaum als der Gesundheit, vor allem den Augen, schädlich (LÖHR, Volksleben im Lande der Bibel 1907, S. 73).

Sonnenspender und Regenmacher des Landes, die Geber aller seiner guten Gaben gewesen waren, Jahwe die Rolle abgenommen habe, indem er als Sieger in den Besitz des Landes hineingewachsen sei. Auf ihn wird das Gebot an den ersten Menschen, den Acker zu bauen, zurückgeführt,¹⁾ er spendet den Seinen das Getreide, den Most und das Öl²⁾ und segnet das Feld des Frommen, dass der Dichter sagen kann, der Fromme stehe mit den Steinen des Feldes im Bunde.³⁾ In einem prächtigen Gleichnis Jesajas⁴⁾ sieht man den alten Mythos von den Göttern als den Lehrern der Menschheit im Landbau wieder aufleben: Der Prophet lässt Jahwe selber dem Bauern zeigen, wie das Getreide seinen verschiedenen Arten gemäss und den Jahreszeiten entsprechend sorgfältig⁵⁾ zu behandeln sei.

Aber die Israeliten verleugneten darob ihre menschlichen Lehrmeister, die früheren Bewohner des Landes, nicht, und es ist nicht ohne Reiz, den Spuren nachzugehen, die noch deutlich genug erkennen lassen, wie unter dem Firnis der höheren Religion volkstümliche Elemente, die, je weniger sie sich als organische Triebe aus dem reinen Jahwismus heraus begreifen lassen, um so sicherer in die Zeiten der polydämonistischen Anschauungen jener Bevölkerung zurückweisen, weiter wuchern. Das soll im Folgenden versucht werden. Dabei mag uns eine Gesetzesvorschrift auf den Weg leiten. Wir lesen:⁶⁾ „Wenn ihr ins Land kommt und allerlei Fruchtbäume pflanzt, so sollt ihr deren Vorhaut, d. h. ihre ersten Früchte, unangetastet lassen; drei Jahre sollen sie euch als unbeschnitten gelten, sie dürfen nicht gegessen werden. Im 4. Jahre aber soll ihre Frucht Jahwe festlich geweiht sein, und im 5. Jahre dürft ihr ihre Frucht essen.“ In dieser Vorschrift, die Erstlingsfrüchte — der Gesetzgeber nennt sie bezeichnender Weise die Vorhaut — die ersten drei Jahre unangetastet zu lassen, ist der dämonistische Hintergrund nicht zu verkennen: die Erstlingsfrüchte werden dem Genius oder, kanaanisch gesprochen, dem „Baal“ des Ortes, an dem der Baum steht, als eine Art Opfertribut überlassen, damit er, versöhnt und zufriedengestellt, den Baum für die Zukunft mit

¹⁾ I Mos. 3₂₃. Nach einer andern Erzählungsschicht ist Noah der erste Ackersmann (I Mos. 9₂₀). — ²⁾ Hos. 2₁₀. — ³⁾ HIJOB 5₂₃. — ⁴⁾ 28₂₄ ff. — ⁵⁾ Für die Sorgfalt der Behandlung von Gerste und Weizen spricht schon, dass nach dem Wortlaut die Saatkörner nicht gestreut sondern gesteckt zu werden pflegten. — ⁶⁾ III Mos. 19₂₃ ff.

Fruchtbarkeit segne, so gut der Dämon der geschlechtlichen Fruchtbarkeit den Menschen segnet, der ihm in der Beschneidung die Vorhaut zum Opfer bringt. Der Versöhnung aber bedarf er, weil alle Kultur des Bodens etwas wie einen Eingriff in seine Rechte bedeutet. So besteht in Arabien heute noch der Brauch, den „Dschinn“ der Örtlichkeit oder die Erddämonen durch Sprengen von Blut günstig zu stimmen, wenn ein Landstück zum ersten Male gepflügt wird.¹⁾ Interessant ist nun aber zu sehen, wie im obigen Falle die höhere Religion sich mit dem „heidnischen“ Brauche abfindet. Sie behält ihn, sogar ohne den Versuch einer Umdeutung auf den eigenen Gott, bei, aber macht sich, um auch diesem seinen Anteil zu sichern, das Prinzip jenes Brauchs zu Nutze, indem sie es ihrem Gott zu Ehren einfach wiederholt: wie die Erstlingsfrüchte drei Jahre zu Gunsten eines Fruchtbarkeitsdämons geschont werden, so ein viertes zu Gunsten Jahwes. Damit ist seine Ehre gerettet, die Erstlingsfrüchte gehören ihm; aber so wenig gelingt es ihm, ihre früheren Empfänger ganz zu depossedieren, dass sie davon wenigstens noch ihr Teil bekommen!

Und sie leben im Brauche auch sonst weiter. Das israelitische Kriegsgesetz²⁾ bestimmt, dass wer einen Weinberg gepflanzt und noch nicht zu nutzen angefangen habe, vom Kriegsdienst befreit sein solle. Ein solcher steht auf gleicher Stufe mit einem, der ein Haus gebaut und noch nicht eingeweiht hat. Eine griechische Analogie lässt uns den Grund ahnen. Protesilaus, der in Phylake sein Haus unvollendet gelassen hatte, ist der erste Grieche, der beim Betreten trojanischen Bodens fiel.³⁾ Seinen Tod wird man aus der Rache eines Dämons, der sich durch die Vernachlässigung des Hauses in den ihm zustehenden Ansprüchen darauf verkürzt sah, zu verstehen haben. In ebenso grosse Gefahr nun verstricken den, der eben erst einen Weinberg gepflanzt hat, die neugewonnenen Beziehungen zu dem den Weinberg ursprünglich beherrschenden dämonischen Wesen, weil es eifersüchtig darüber wacht, dass ihm sein Recht an Abgaben nicht verkürzt werde, und diese gefahrvollen Beziehungen machen den betreffenden Menschen zu anderm kultischen Dienst — als solcher aber erscheint der Krieg im Alten Testament ursprünglich — ungeschickt. Man meidet ängstlich eine „*perturbatio sacrorum*“. Unter einen

¹⁾ ROBERTSON SMITH, Die Religion der Semiten, S. 124, Anm. 198. —

²⁾ V Mos. 20^e. — ³⁾ ILIAS II 698 ff.

ähnlichen Gesichtspunkt fällt das Verbot, Feld und Weinberg mit zweierlei zu bepflanzen.¹⁾ Den uralten dämonistischen Gedanken, der ihm zu Grunde liegt, hat rabbinische Philosophie nicht übel umgedeutet, wenn sie als Ursache des Verbotes angiebt, dass jede der 2100 Spezies, von Pflanzen z. B., einem besondern Schutzengel im Himmel zugeteilt sei.²⁾ Die himmlischen Schutzengel sind in diesem Falle nur die jüdischen legitimen Stellvertreter „heidnischer“ Geisterwesen geworden. Wenn es richtig ist, dass die in altgriechischen und neueren Erntegebräuchen vorkommende „Panspermie“, d. h. ein Gemisch aus allerlei Getreidearten und Hülsenfrüchten, das gekocht und genossen wurde, als sakramentale Mahlzeit aufzufassen ist, welche die den Früchten innewohnende Lebenskraft auf die Menschen übertragen sollte,³⁾ so verdankt sie ihre Wirkungsfähigkeit im letzten Grunde möglicher Weise gerade dem Umstande, dass sie eine ganze Fülle dämonischer Kräfte in sich zu vereinigen schien. Dass etwas der griechischen Panspermie Verwandtes auf israelitischem Boden nicht völlig unbekannt war, darf vielleicht aus einer Stelle Hesekiels⁴⁾ gefolgert werden, nur dass der Prophet von seinem gut jahwistischen Standpunkt aus für eine derartige Mahlzeit Gefühle des Abscheus hat.

Eine Reihe auf die Ernte bezüglicher Vorschriften, welche ein gleicher humanitärer Geist auszeichnet, bestimmt, dass man zu Gunsten der Armen und Bedürftigen nicht Nachlese halten, vergessene Garben nicht holen und eine Ecke des Feldes überhaupt nicht abernten solle.⁵⁾ Ihr ursprünglicher Sinn ist richtig erkannt worden:⁶⁾ sie gehören in den grössern Zusammenhang der verschiedenen über die ganze Erde hin verbreiteten Riten, die sich an das letzte Ährenbündel knüpfen.⁷⁾ Beer⁸⁾ hat speziell einen hinterindischen Brauch verglichen, eine Ecke des Reisfeldes zu schonen, um den Reisdämon nicht zu verscheuchen. Zur Armengabe wäre also in den genannten Fällen erst durch nachträgliche Umdeutung geworden, was von Hause aus Fruchtbarkeitsdämonen oder, wieder kanaanitisch ge-

¹⁾ V Mos. 22₉ III 19₁₉. — ²⁾ EDW. B. TYLOR, Die Anfänge der Kultur 1873 II S. 246. — ³⁾ MARTIN P. NILSSON, Primitive Religion, 1911, S. 34. — ⁴⁾ 4₉. — ⁵⁾ III Mos. 19₉ f. 23₂₂, V 24₁₉—22. — ⁶⁾ Vgl. z. B. v. GALL in ZEITSCHRIFT FÜR DIE ALTTESTAMENTLICHE WISSENSCHAFT (= ZATW.) XXX (1910), S. 91—98. — ⁷⁾ Vgl. u. a. MANNHARDT, Mythologische Forschungen, Kap. I und V; FRAZER, The Golden Bough² II S. 137 ff. 168 ff.; ARCHIV FÜR RELIGIONSWISSENSCHAFT (= AR.) XV (1912), S. 424 f. — ⁸⁾ ZATW. XXXI (1911), S. 152.

sprochen, Baalsgöttern zudedacht war. So gibt heute noch der syrische Bauer nach einer guten Ernte das Korn, das er dem Heiligen gelobt hat, dem Armen¹⁾ (und hier ist der Heilige an die Stelle des alten Fruchtbarkeitsgeistes getreten).

Der Glaube an die mannigfaltigen Fruchtbarkeitsdämonen und Feldgeister, der in den genannten Vorstellungen durchscheint, ist dem israelitischen Gesetzgeber natürlich ein Greuel. Sein Verbot ihnen zu opfern²⁾ zeigt aber nur, dass derartige Opfer in Wirklichkeit vorgekommen sein müssen,³⁾ und sogar eine Kultstätte in unmittelbarer Nähe eines der jerusalemischen Stadttore scheint nach diesen Dämonen benannt gewesen zu sein.⁴⁾ Nach dem Namen zu schliessen, den sie hier tragen,⁵⁾ werden sie als behaarte Wesen, d. h. doch wohl pansartig, bockgestaltig vorgestellt; ein anderer Name, unter dem sie erscheinen,⁶⁾ bezeichnet im Assyrischen Stierdämonen. — Bekanntlich hatten die Philister eine Ackerbaugottheit namens Dagon.⁷⁾ Nun aber ergibt sich, dass sie sie erst nach ihrem Einzug in Palästina den Semiten entlehnt haben können; denn mit Dagan(=Dagon) zusammengesetzte Personen- und Ortsnamen sind auf palästinensischem Boden schon vorher nachweisbar,⁸⁾ wie denn auch bei Babyloniern und Assyrern ein bis in höhere Zeit zurückreichender Dagan kult verbreitet war.⁹⁾ Da am Zusammenhang Dagens mit dem Ackerbau (dagan heisst das Getreide!) nicht zu zweifeln ist, ist stark die Frage, ob die spätere (nicht vor Hieronymus bezeugte) Tradition, dass Dagon Fischgestalt gehabt habe, mehr als bloß etymologische Spielerei sei (dag heisst der Fisch!). Unmöglich ist es nicht; denn die Fische galten auch den alten Israeliten als Tiere typischer Fruchtbarkeit;¹⁰⁾ sie sind denn auch z. B. bei den Germanen der göttlichen Beschützerin des Ackerbaus, der Berchta (Percht), heilig und wurden ihr an ihren Festen geopfert,¹¹⁾ und im ehemaligen Ceylon glaubt der Bauer, dessen Acker es an genügender Bewässerung fehlt, durch das Bild eines in einer

1) S. J. CURTISS, *Ursemitische Religion im Volksleben des heutigen Orients* 1903, S. 182, Anm. 2. — 2) III MOS. 17₇. — 3) Darauf deutet vielleicht schon Hos. 12₁₂ in korrigiertem Text. — 4) II KÖN. 23₈ in berichtigtem Text: „Opferhöhe der Dämonen“ (ZATW. II (1882), S. 175). Aehnlich vielleicht auch I MOS. 14_{3.8.10}: „Dämonental“ statt: Tal Siddim (WELSHAUSEN, *Israelitische und jüdische Geschichte* 5, S. 105). — 5) seirim. — 6) schedim. — 7) I SAM. 5₂ ff. — 8) Vgl. J. HASTINGS, *Encyclopaedia of Religion* IV, S. 387 f. — 9) M. JASTROW, *Die Religion Babyloniens und Assyriens* 1905 I, S. 219 f. — 10) Vgl. I MOS. 48₁₆ im Urtext. — 11) AR. XIV, (1911), S. 378.

Zisterne ruhenden Fisches eine gute Ernte zu erzielen.¹⁾ Es wäre also immerhin denkbar, dass man sich auch in Palästina Vegetationsnumina fischgestaltig vorgestellt hätte.

Ob ihnen israelitischer Volksglaube auch andere Tiergestalten lieh, wissen wir nicht. Bedenkt man, dass man sich die Seele des Korns gelegentlich als Fuchs dachte, — so in Poitou²⁾ —, so könnte man versucht sein, für die Geschichte von Simsons Füchsen³⁾ einen derartigen Hintergrund anzunehmen. Vielleicht doch mit Unrecht. Zunächst wird man festzuhalten haben, dass der Erzähler damit nichts anderes im Sinne hatte als zu zeigen, zu was für schlaun und wirksamen Mitteln Simson greift, um den Philistern zu schaden.⁴⁾ Und wenn es richtig sein sollte, dass er damit etwas Älteres umdeutet, so ist Verschiedenes möglich. Schwally⁵⁾ dachte an einen Lustrationsritus, d. h. an eine Vertreibung der Dämonen aus den Feldern zum Zweck, diese in Besitz zu nehmen, wozu auf palästinensischem Boden immerhin der Brauch der Samaritaner verglichen werden mag, ketzerische Fußspuren durch Feuerbrände zu reinigen.⁶⁾ Dagegen sieht man gewöhnlich, zumal unter Vergleichung einer interessanten römischen Parallele,⁷⁾ in den Füchsen mit den brennenden Schwänzen die Symbolisierung des Sonnenbrandes und schlägt daraus gerne Kapital für die Auffassung Simsons als ursprünglichen Repräsentanten der Sonne.⁸⁾ Nicht für das Unwahrscheinlichste halte ich die Annahme, dass dabei ein Regenzauber mit im Spiele sei. Bei den alten Arabern, die als Stammverwandte der Hebräer am ehesten ein Recht haben, hier gehört zu werden, bestand der Brauch, bei anhaltender Dürre Rinder mit Bränden am Schwanz auf die Berge zu treiben in der Erwartung, dass es dann Regen geben werde.⁹⁾ Offenbar sollte durch die symbolische Vertreibung der Sonnenglut der ersehnte Regen herangezogen werden. Nun war ja das wasserarme Palästina von der Segnung des Regens so stark abhängig, dass es nichts Verwunderliches hat, auf diesem Boden verschiedenen Versuchen des

¹⁾ AR. XIV S. 380 nach H. PARKER, *Ancient Ceylon*, London 1909, S. 514. —

²⁾ HASTINGS, a. a. O. VI, S. 522. — ³⁾ RICHT. 15₄ f. — ⁴⁾ Ein ähnlicher Trick war z. B. im 14. Jahrh. im syrisch-ägyptischen Mamelukenreich als stehende Abwehrmassregel gegen die Mongolen im Brauch (R. HARTMANN in ZATW. XXXI 1911, S. 71 f.). — ⁵⁾ *Semitische Kriegsaltertümer*, I 1901, S. 88. — ⁶⁾ AR. XV (1912), S. 152. — ⁷⁾ OVID, *Fast.* IV 679 ff. — ⁸⁾ So namentlich H. STAHN, *Die Simsonsage* 1908, S. 41 f. — ⁹⁾ WELLHAUSEN, *Reste arabischen Heidentums* 2 1897, S. 167.

Regenzaubers zu begegnen. Ob dahin die Geschichte vom Schafvlies Gideons¹⁾ gehört, wage ich nicht zu entscheiden; denn was von der Bedeutung des Widderfelles im griechischen Regenzauber als Parallele dazu in Erinnerung gebracht worden ist²⁾, steht doch in sehr entferntem Zusammenhang mit der biblischen Erzählung. Dagegen treten wiederholt Propheten in der mehr oder minder deutlichen Rolle von Regenmachern auf.³⁾ Das Merkwürdigste aber ist, dass die mimetische Zauberhandlung, die den Regen herbeizwingen soll, bis in den offiziellen Kult des zweiten Tempels hineinragt: Beim Laubhüttenfest war ein feierlicher Ritus des Wassers schöpfens und Wasserausgiessens üblich, von dem der Talmud⁴⁾ selber andeutet, dass er die Bedeutung hatte, durch die Wasseranwendung reichlichen Regen herbeizuführen.⁵⁾ Ob von diesem Ritus eine direkte Linie zum Brauch des Wassers schöpfens und Wasserausgiessens zurückführt, der schon für die Zeit des Propheten Samuel vorausgesetzt wird,⁶⁾ steht dahin. Das Fasten, das im gleichen Zusammenhang erwähnt wird, erhalte dann allerdings den besten Kommentar durch die Worte der Bittpredigt des Ephräm Syrus: „Wir wollen ein wenig fasten, damit die Sättigung durch die Wolke gross werde.“⁷⁾ Schon von lautem Geschrei, mit dem man während einer Dürre die Strassen von Stadt und Dorf erfüllte, versprach man sich die ersehnte Wirkung: das liest man zwischen den Zeilen aus einer Stelle Jeremias,⁸⁾ zu der ihr neuester Erklärer aus eigener Beobachtung hinzufügt: „Ich habe im Januar 1911, als der Regen lange ausblieb, in Palästina Frauen und Mädchen mit den aus Ziegenfellen hergestellten Wasserschläuchen stundenweit von ihren Heimdörfern entfernt getroffen, um Wasser zu suchen, und dabei konnte man damals von einer eigentlichen Dürre noch kaum reden. Gegen Abend aber, wenn eine Wolke am Himmel aufgestiegen war, dann zogen in jedem Dorf die Mädchen und Knaben im bunten Zuge durch die Gassen und bettelten um Regen, schrieten eine laute und eindringliche Klage zu Gott empor, dass er ihre Felder netzen, die Bäche und Zisternen mit Wasser füllen möge.“⁹⁾

¹⁾ RICHT. 6₃₆—40. — ²⁾ ZATW. XXIII (1903), S. 149 f. — ³⁾ I SAM. 12₁₆ ff.; I KÖN. 17₁, 18₄₁ ff. II 8₁; vgl. JOSEPHUS, Antiq. XIV 2₁. — ⁴⁾ bab. Roš Raššanah 16 a. — ⁵⁾ Goldziher vergleicht (AR. XIII (1910), S. 34, Anm. 1) das Wasserausgiessen bei den Persern, Gahiz Mahasin, ed. VAN VLOTEN 364, 6 ff. — ⁶⁾ I SAM. 7₆. — ⁷⁾ AR. IX (1906), S. 519. — ⁸⁾ 14₂. — ⁹⁾ HANS SCHMIDT, Die grossen Propheten und ihre Zeit 1915, S. 262.

Auch ausserhalb des legitimen Jahwekultes suchte man sich im Bestreben, auf einen guten Ertrag der Ernte einzuwirken, genug zu tun: Jesaja spielt deutlich einmal¹⁾ auf die Sitte der Adonisgärten in Israel an, und Hesekiel²⁾ weiss von einem Tammuzkult der Frauen zu Jerusalem, wobei man in der Annahme schwerlich irre geht, dass je reichlicher die Tränen über den die Vegetation repräsentierenden sterbenden Gott flossen, desto zuversichtlicher seine blühende Rückkehr erwartet wurde. Vielleicht handelt es sich beim Kult zu Mizpa,³⁾ den wir aus der ätiologischen Kultsage vom Tode der Tochter Jephthas⁴⁾ kennen lernen, um einen analogen Vorgang: die alljährlich 4 Tage lang beklagte — also ursprünglich auch wohl alljährlich geopfert — Jungfrau dürfte eine Repräsentantin der sterbenden Vegetation gewesen sein.⁵⁾ Es wäre dann ein an Mizpa gebundener Naturkult auf dem Wege der Umdeutung, wie sie jene Kultsage darstellt, für die Bekenner der Jahwe-religion, die sich in Mizpa ihrerseits ein neues Kultzentrum geschaffen hatten, unschädlich gemacht worden.

Bekanntlich ist es ein weitverbreiteter Gedanke, dass die Fruchtbarkeit des Ackers und des Baumes von der Gunst der Abgeschiedenen abhängt. In Israel, wo aller Segen möglichst auf Jahwe zurückgeführt wurde, war für solche Vorstellungen kein fruchtbarer Boden, und doch klingt möglicherweise davon etwas in dem bezeichnenden Bekenntnis nach, das bei der Ablieferung des Zehnten an Leviten und Arme vom Darbringer „vor Jahwe“ gesprochen werden soll. Er beteuert, dass er nichts davon für einen Toten gegeben habe.⁶⁾

Unmisverständlicher meldet sich nach dem ausdrücklichen Wortlaut einer Stelle im sogenannten Mosessegen,⁷⁾ die von den Erträgnissen der Sonne und des Mondes spricht, die Vorstellung, dass die Vegetation durch die himmlischen Lichtkörper hervor gebracht werde. Der Text ist zwar vielleicht verderbt;⁸⁾ aber dass er lautet, wie er lautet, zeigt, was man für möglich hielt, und das bewegt sich durchaus in der Linie allgemein verbreiteten Volksglaubens. Auch ist es schwerlich zufällig, dass das „Mazzenfest“

1) 17₁₀ f. — 2) 8₁₄. — 3) Vermutlich wenigstens ist das der Kultort, vgl. RICHT. 11.29.34. — 4) RICHT. 11₃₀₋₄₀. — 5) Es wird RICHT. 11₃₇ f. ausdrücklich vom „Weinen“ der Tochter Jephthas erzählt. Beim Vegetationsopfer der Khonds galt das Weinen des Opfers als gutes Omen: es zeigte, dass es nicht an Regen fehlen würde (HASTINGS, a. a. O. VI, S. 524 a). — 6) V Mos. 26₁₄. — 7) V Mos. 33₁₄. — 8) Vgl. meinen Kommentar zur Stelle. —

d. h. das „Fest der ungesäuerten Brote“, an welchem der Gottheit die Erstlingsgarben als ungesäuerte Fladen dargebracht wurden, mit dem Passah kombiniert wurde, das von Haus aus dem Frühlingsneumond gegolten zu haben scheint. Wo ein solcher Zusammenhang der Vegetation mit den Gestirnen angenommen wird, ist die richtige Beobachtung des Kalenders für die Arbeiten des Landbaus ein Hauptanliegen. Es ist interessant genug, dass die palästinensischen Ausgrabungen einen alten, d. h. etwa ins 6. Jahrh. v. Chr. gehöri gen, landwirtschaftlichen Kalender zu Tage gefördert haben. Er lautet: „2 Monate: Einheimsen der Früchte. 2 Monate: Saat. 2 Monate: Spätsaat. 1 Monat: Ausziehen des Flachses. 1 Monat: Gerstenernte. 1 Monat: alle übrige Ernte. 2 Monate: Weinlese. 1 Monat: Obstlese.“¹⁾ Wenn ich eine Stelle des israelitischen Gesetzgebers²⁾ richtig verstehe, so sollte der erste Kornschnitt stets an einem Sonntag beginnen. Das wäre ein beachtenswertes Beispiel von „Tagewählerei“.

So stösst man mitten in den offiziellen Kundgebungen der Jahwereligion immer wieder auf volkskundliche Elemente: bei allem geschichtlichen Fortschritt, den Israels Hineinwachsen in die palästinensische Kultur über sein früheres Nomadentum bedeutete, erweisen sie sich im Wesentlichen als das unverwüstliche Erbe aus einer weit zurückliegenden, vielleicht schon lange verschollenen Zeit. Aber je mehr es gelingt, unter der Fülle des Neuen ihrer habhaft zu werden, um so mehr gewinnt das Alte Testament selber an wundervoll menschlichem Reichtum.

¹⁾ Vgl. K. MARTI in ZATW. XXIX (1909), S. 222—229. — ²⁾ III Mos. 23₁₁, s. meinen Kommentar zur Stelle.